
Ästhetik und Rhetorik

Lektüren zu Paul de Man

Herausgegeben
von Karl Heinz Bohrer

Aesthetica
edition suhrkamp

SV

es 1681

edition suhrkamp

Neue Folge Band 681

Die Literaturtheorie, die der in Belgien geborene Paul de Man in den siebziger Jahren unter dem Namen Dekonstruktivismus entwickelte, steht bei vielen in dem Ruf, eine eher unverständliche, esoterische Art der Literaturbetrachtung zu sein. Ein Grund für diese Fehleinschätzung dürfte darin bestehen, daß Paul de Man seine Vorgehensweise nie abstrakt entfaltet und begründet hat, sondern sie in zahlreichen Essays jeweils an konkreten Texten exemplifizierte. Die von Karl Heinz Bohrer versammelten Essays wenden die von Paul de Man vorgetragene Lektürenstrategie – wie ist die Rhetorik eines Textes beschaffen, was ist der Text als Rhetorik, und in welchem Zusammenhang stehen Rhetorik und Ästhetik? – auf seine eigenen Texte an. Dadurch wird zum einen dem Leser die Dekonstruktion Paul de Mans in ihren einzelnen Schritten nachvollziehbar, und zugleich ist es ihm möglich, Reichweite und Angemessenheit von dessen Analysen zu beurteilen.

Ästhetik und Rhetorik
Lektüren zu Paul de Man

*Herausgegeben
von Karl Heinz Bohrer*

Suhrkamp

Aesthetica
Herausgegeben von Karl Heinz Bohrer

2. Auflage 2015

Erste Auflage 1993
edition suhrkamp 1681
Neue Folge Band 681

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn
Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-11681-4

Inhalt

Karl Heinz Bohrer
Vorwort 7

I

David Martyn
Die Autorität des Unlesbaren.
Zum Stellenwert des Kanons in der Philologie
Paul de Mans 13

Bettine Menke
De Mans ›Prosopopöie‹ der Lektüre. Die Entleerung
des Monuments 34

Jürgen Fohrmann
Misreadings revisited.
Eine Kritik des Konzepts von Paul de Man 79

Harro Müller
Hermeneutik oder Dekonstruktion?
Zum Widerstreit zweier Interpretationsweisen 98

Rembert Hüser
Hand und Fuß 117

II

Moon-gyoo Choi
Frühromantische Dekonstruktion und dekonstruktive
Frühromantik: Paul de Man und Friedrich Schlegel 181

Jeffrey S. Librett
Vom Spiegelbild zur Unterschrift:
Paul de Mans Ideologiebegriff und Schillers Dramen 206

Lutz Ellrich
Der observierte Text.
De Man als Leser von Lévi-Strauss, Husserl und Rousseau 253

Rolf Grimminger
Offenbarung und Leere, oder: Nietzsche, Freud und Paul de Man.
Zur literarischen Psychologie am Ende von zwei
Jahrhunderten 301

Wolfgang Lange
Anläßlich erneut aufgebrochener Sehnsüchte nach einer
Metaphysik der Kunst 329

Zu den Autoren 361

Vorwort

Paul de Mans Urteil, die literarische Kunstwerke erklärende und auslegende Hermeneutik sei bis zur Gegenwart eigentlich nicht über eine Paraphrasierung von deren Inhalten hinausgelangt, ist die kaum widerlegbare Rahmenbestimmung seiner Literaturtheorie. Sie impliziert als weiteres Erkenntnis, daß die traditionelle Philologie und Geschichte der neueren Literatur ihr Auslegedilemma durch Identifizieren geistesgeschichtlicher, historischer und autobiographischer Motive zu verdecken versucht, wodurch aber das eigentlich ästhetische Ereignis im Text verstellt wird. Wenn irgend etwas einen bewegen kann, sich der Mühe zu unterziehen, in de Mans komplizierte Theoreme einzudringen und sie zu diskutieren, dann ist es diese zentrale Leistung, mit der er weit über das hinausgelangt ist, was schon der »New Criticism« wußte. Von diesem unterscheidet ihn eine strikter analytische, antiintuitive Terminologie, die allerdings am Ende auch das ästhetische Konstrukt als »Kunstwerk« in Frage stellt. Erkennt zu haben, wie durch das Identifizieren mit vorab hoch aufgeladenen ideellen Referenzen der Philologie zu jenen falschen, eine bestimmte kulturelle Norm affirmierenden Sinnkonstruktionen kommt, und dieses Vorgehen methodisch widerlegt zu haben, das ist das bleibende Ergebnis von Paul de Mans Analyse literarischer Texte.

Das Ressentiment, auf das sein Werk hierzulande stieß, ist bei der festverankerten, an philosophischen Vorgaben orientierten, geistesgeschichtlichen, hermeneutischen oder sozialwissenschaftlichen Methodentradition nicht verwunderlich. Die Abwiegung der Provokation seiner Theorie dadurch, daß man sagt, es handle sich um eine saisonhaft sich einstellende wissenschaftliche Mode, die bald schon von einer anderen konfrontiert würde, wirkt nicht nur wie das Pfeifen im Dunkeln, sondern ist eine absehbar methodentheoretisch naive Feststellung: Jede moderne wissenschaftliche Theorie hat es an sich, eine Gegenfraktion sofort zur Widerlegung und Überbietung anzureizen. Nur theoretisch harmlose oder vorwissenschaftliche Rede bleibt über lange Zeiträume relativ ungeschoren, eine Art gewohnheitsrechtlicher Besitz ihrer Autoren. Zum Beispiel die ideengeschichtliche Paraphrasierung, der de Mans Theorie widerspricht. Wissenschaftliche Theorien stellen

heuristische Wegweisung im Dialog der Fragenden dar und haben nichts mit ewig währenden Wahrheiten zu tun, was ihren Wert nicht im geringsten mindert.

Nun ist de Mans Werk im Unterschied zum New Criticism und auch zur avanciertesten westdeutschen Literaturtheorie, der des späten Adorno, keine Ästhetik, sondern Rhetorik. Sie würde nicht von einem »ästhetischen Ereignis« sprechen. Ihre Originalität und ihre Einseitigkeit bestehen vielmehr in der Methode, die textuellen Bezüge auf tropische Formen zu reduzieren – ohne metaphysischen Rest, ohne Subjekt-Begriff. Das Verschwinden des letzteren hat vor allem die traditionelle Hermeneutik in Front gegen die Dekonstruktion gebracht. Nun ist die Subjekt-Abstinenz keine Erfindung Paul de Mans. Man entzieht sich seiner Fragestellung, wenn man über diese strittige Problematik glaubt, leichtes Spiel mit de Mans System zu haben. Der zentrale Punkt seiner Dekonstruktion ist vielmehr, ob es ihr gelingt, glaubhaft zu machen, inwiefern im Kunstwerk, sei es ein Gedicht Baudelaires oder Rilkes, sei es eine Prosapassage von Proust, durch eine rhetorisch genau zu bestimmende Weise (Metaphern-Verschiebung) die ideologische Synthese eines diskursiv erfaßten Sinnangebots verhindert wird, d. h., eine hochzurechnende Referenzbeziehung nicht eintritt. Das geringste, das man von der Dekonstruktion im Systemvergleich sagen darf, ist, daß sie niemals in die Falle läuft, in die Adorno lief, als er den *Versuch das Endspiel zu verstehen* unternahm und dabei die von ihm festgestellte Sinn-Subversion Becketts nur in einer inhaltlichen Umkehrung festmachen konnte. Adornos theoretisches Scheitern besteht darin, daß er keine entsprechende Konsequenz aus der Einsicht zog, die er mit de Man teilte: daß Kunstwerke nicht auf Sinnkonformität hinauslaufen. Diese Konsequenz hätte geheißen, daß er Becketts *Endspiel* auf seine semantischen Prozeduren befragt hätte, ohne dabei unbedingt die rhetorischen Elemente freilegen zu müssen. Statt dessen blieb er bei der Behauptung einer metaphysischen Aussage, da er bloß deren Negativität einführte.

Die hier versammelten Einlassungen zu de Mans Werk gehen alle von der noch immer unausweichbaren Problemstellung aus, die dieses Werk hinterlassen hat, ohne daß es sich einfach um Exegesen einer nicht anzweifelbaren Vorlage handelt. Vertiefung und Weiterdenken de Manscher Kategorien (z. B. Kanon) und Hinterfragung und Kritik von Konsequenzen (z. B. Metaphysik und

Subjektabsage) halten sich die Waage. Dabei wurde bewußt auf eine politisch-ideologische Diskussion seiner Theorie verzichtet. Das ist nicht als eine ästhetisierende Fortsetzung seiner Theorie mißzuverstehen. Eine solche politische Fragestellung wäre nur sinnvoll gewesen, wenn de Mans Theorie der sechziger und siebziger Jahre wirklich als die notwendige Fortsetzung der Publizistik der frühen vierziger Jahre begreifbar wäre, wie das behauptet worden ist. Dieser Versuch kann als widerlegt gelten¹, wie kritisch man auch die Jugendperiode de Mans als Literaturkritiker einschätzen mag.² Die Fragen, die an de Mans Werk zu stellen waren, sind subtilerer Natur als solche ideologiekritischer Verdächtigung. Die nachfolgenden Beiträge, die größtenteils aus Diskussionen meines Bielefelder Colloquiums zu Problemen moderner Ästhetik entstanden oder dort erstmalig vorgetragen wurden, sind in zwei Gruppen unterteilt: Die erste enthält solche Analysen, die unmittelbar an de Mans rhetorischen Kategorien bzw. der Logik seiner Methodologie orientiert sind. Die zweite stellt ästhetikgeschichtliche Problemhorizonte her.

Für das Zustandekommen nicht nur dieser Arbeit an de Mans Werk, sondern der Buchreihe »Aesthetica« habe ich neben denjenigen, die mich in Bielefeld über die Jahre anregten, vor allem Rembert Hüser zu danken, dessen in Amerika neu motivierter theoretischer Enthusiasmus mir vor allem geholfen hat, die Reihe »Aesthetica« zu konzipieren.

Karl Heinz Bohrer

Anmerkungen

- 1 Vgl. Christoph Menke im Nachwort des Bandes Paul de Man, *Die Ideologie des Ästhetischen*, Frankfurt/Main 1993.
- 2 Hierzu John Brenkman, *Fascists Commitments*, in: Werner Hamacher, Neil Hertz, Thomas Keenan (Hg.), *Responses on Paul de Man's Wartime Journalism*, Lincoln und London 1989, S. 21-35. Dagegen Raimund Feltinger, *De Manologie*, In: *Rowohlt's Literaturmagazin* 26, Reinbek 1990, S. 168-190.

David Martyn
Die Autorität des Unlesbaren.
Zum Stellenwert des Kanons in der
Philologie Paul de Mans

Am Anfang von *Allegories of Reading* kündigt Paul de Man an, daß die darin entwickelte »Rhetorik des Lesens« in Zukunft vom literarischen Kanon werde Abschied nehmen können. Sie führe »über die kanonischen Prinzipien der Literaturgeschichte hinaus, die in diesem Buch immer noch als der Ausgangspunkt ihrer eigenen Verlagerung dienen«. ¹ Damit scheint sich Paul de Man einer Kritik am Kanon anzuschließen, die in der bundesdeutschen wie auch der nordamerikanischen Literaturwissenschaft der 80er Jahre zunehmend Anklang findet. Diese Kritik zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß sie sich im Gegensatz zu früheren Infragestellungen kanonischer Autorität weniger gegen bestimmte, als repressiv empfundene Kanons richtet als gegen den Begriff des Kanons selbst. Anstatt wie früher den alten Kanon neu lesen zu wollen ² oder die alten Wertordnungen umzudrehen, stellt man in der neueren Diskussion die Grundlagen jeder Bewertung der Literatur, und damit auch jeder Kanonbestimmung, prinzipiell in Frage. So distanziert sich Jochen Schulte-Sasse heute von seiner Anfang der 70er Jahre ausgearbeiteten Theorie literarischer Wertung: Sie habe lediglich einen vermeintlich ideologischen durch einen sozialgeschichtlich fundierten Modus der ästhetischen Wertung zu ersetzen versucht und habe verkannt, daß der Wertungsbegriff überhaupt historisch überholt sei. ³ Dort, wo man sich erneut für den Prozeß der literarischen Wertung interessiert, zeigt man deren Kontingenz auf und entwickelt eine »nicht kanonische Theorie des Wertes und der Wertung«. ⁴ Kritische Überlegungen wie diese haben dazu geführt, daß die traditionellen Vorstellungen des Gegenstands literaturwissenschaftlicher Forschung auf radikale Weise aufgebrochen werden: Man beschäftigt sich nicht nur mit bisher als nicht kanonisch eingestuften Autoren, sondern mit Strukturen und Ereignissen, die nicht literarischer Natur zu sein scheinen. Autoren, die institutionell als Literaturwissenschaftler ausgewiesen sind, schreiben beispielsweise über Medienereignisse

oder Aufschreibetechniken, über den Absturz eines Flugzeugs oder über eine Theorie des Mülls.⁵ So scheint de Mans in Aussicht gestellter Abschied von der kanonischen Grundlage des Fachs durchaus mit derjenigen Kritik des Kanons in Einklang zu stehen, die sich institutionell zunehmend durchsetzen konnte: In ihrer Funktion als Präsidentin der Modern Language Association of America sprach jüngst Barbara Herrnstein Smith von der Eindeutigkeit, mit der »Inhalte, Strukturen und orthodoxe Rechtfertigungen des traditionellen literarischen Kanons [...] erschüttert« worden sind.⁶

Nun fällt aber auf, daß nicht allein de Mans *Allegories of Reading*, sondern auch alle seine späteren Arbeiten, einschließlich der angekündigten, durch seinen Tod abgebrochenen Projekte, ausnahmslos kanonischen Autoren ersten Ranges gewidmet sind. Nach *Allegories of Reading* schreibt de Man nach wie vor über die großen Dichter der Romantik und der Moderne (Kleist, Baudelaire) und die großen Denker des deutschen Idealismus (Kant, Schiller, Hegel); der am wenigsten kanonisierte Autor, über den er in dieser Zeit arbeitet, ist Walter Benjamin. Auch plant er noch, über Marx und Kierkegaard zu schreiben. Es ist offensichtlich, daß sich seine Philologie ausschließlich innerhalb der Grenzen des abendländischen Kanons bewegt. Darüber hinaus scheint sie dem kanonischen Text sogar eine Autorität einzuräumen, wie dies im juristischen oder theologisch exegetischen, kaum aber im literaturwissenschaftlichen Diskurs üblich ist. De Man tendiert dazu, wie er selbst sagt, »Texten eine eigene Autorität zu gewähren«, und er geht zunächst immer davon aus, daß »der Text ein absolutes Wissen davon hat, was er tut«.⁷ Der literarische Text, diesen Eindruck gewinnt man häufig bei der Lektüre von de Mans Analysen, wird so gelesen, als sage er immer die Wahrheit.⁸ Warum also gesteht de Man, der mehrfach und an strategisch hervorgehobenen Stellen für die Untergrabung kanonischer Autorität zu plädieren scheint⁹, in seinen philologischen Arbeiten sowohl der Auswahl des Kanons wie auch dem Wahrheitsgehalt des kanonischen Textes eine so uneingeschränkte Geltung zu? De Mans Haltung gegenüber der Autorität des Kanons scheint sowohl unbegründet als auch widersprüchlich zu sein.¹⁰

In *Allegories of Reading* geht es bis auf den aus dem Vorwort zitierten Satz an keiner anderen Stelle explizit um Fragen des Kanons. Aus den theoretischen Ergebnissen des Buchs scheinen

jedoch eindeutige Implikationen für Fragen der Kanonbildung hervorzugehen. Die entdeckte Struktur einer sich selbst »dekonstruierenden« Sprache sei, so de Man, nicht eine Eigenschaft von besonderen, »literarischen« Texten, sondern von Texten überhaupt: »Das Paradigma aller Texte besteht in einer Figur (oder einem System von Figuren) und ihrer Dekonstruktion« (AR 205). Während de Man in seiner ersten Aufsatzsammlung *Blindness and Insight* an zahlreichen Stellen noch der Meinung zu sein scheint, die Besonderheit literarischer Texte bestehe in einer sie selbst unterminierenden Selbstbezüglichkeit, etwa in einer von ihnen selbst vollzogenen Dekonstruktion, dehnt er hier diese These so weit aus, daß die dekonstruktive Struktur bereits auf alle Texte zutrifft. Jeder Text dekonstruiert sich. Damit scheint die Möglichkeit einer Unterscheidung zwischen Texten herausragender Komplexität und anderen, sich nicht dekonstruierenden Texten nicht mehr gegeben zu sein. Alle Texte sind berechtigt, in den Kanon aufgenommen zu werden, und folglich müßte de Man jede kanonische Textauswahl als grundlos verwerfen.

Es ist jedoch zu fragen, wie die Philologie als Dekonstruktion, wie de Man sie konzipiert hat¹¹, die Konsequenzen einer solchen Kritik am Kanon tragen könnte. Verfolgt man die Argumentation in *Allegories of Reading*, bekommt man zunehmend den Eindruck, ein Ausweg aus dem Kanon sei für die Dekonstruktion, so lautstark sie die Berechtigung kanonischer Hierarchien in Frage stellen mag, praktisch nicht gehbar. Jeder Schritt, der die Grundlage kanonischer Autorität unterminieren soll, scheint auch gleichzeitig jede mögliche Opposition zum Kanon zu erschweren. Dieser paradoxe Vorgang wird in de Mans Lektüre von Rousseaus *Julie, ou La nouvelle Héloïse* (Kapitel 9) auf paradigmatische Weise deutlich.

An zentraler Stelle in diesem Kapitel steht die These der Unlesbarkeit. Dieser von de Man geprägte Begriff wird gewöhnlich so verstanden, als läge die Unlesbarkeit eines Texts in der Figürlichkeit seiner Sprache; dabei zielt sein Argument in die umgekehrte Richtung. De Man zufolge bereitet dem Leser eine Figur, wie etwa eine Metapher, wenn sie einmal als figürlich identifiziert wird, keine besondere Schwierigkeit, hat er doch bloß ihre eigentliche Bedeutung wiederherzustellen. Die Metapher setzt einen Prozeß der Dekodierung in Gang, der figürliche von buchstäblicher Bedeutung trennt, wodurch die Metapher eine durchaus »lesbare«

Eindeutigkeit gewinnt. Die Arbeit der Deutung verleiht dann dem gefundenen Sinn eine semantische Fülle, welche die »nicht-figürliche« Bezeichnung an Bedeutung sogar übertrifft. »Die Metapher«, hatte de Man schon in einem vorhergehenden Kapitel festgestellt, »setzt eine Welt voraus, in welcher inner- und äußer-textuelle Ereignisse, buchstäbliche und figürliche Formen der Sprache voneinander unterschieden werden können und das Buchstäbliche und das Figürliche gesonderte Eigenschaften sind [...]«. »Die Figur ent-figuriert« (AR 151 f.). Die Metapher ist strukturiert wie das Lesen, das ja nur durch das Auseinanderhalten von figürlichem und buchstäblichem Sinn ermöglicht wird. Weit davon entfernt, unlesbar zu sein, ist die Metapher für de Man das Paradigma für den Prozeß des Lesens schlechthin. Unlesbar wird der Text erst dann, so de Man, wenn es nicht mehr auszumachen ist, ob er »figürlich« oder »buchstäblich« verstanden werden soll. Der Leser kann *La nouvelle Héloïse* als figürliche Fiktion von Rousseau oder aber als dokumentarischen Wiederabdruck wirklicher Liebesbriefe lesen; ob figürlich oder buchstäblich, der Text bereitet ihm kein unüberwindbares Problem. Ohne aber die Entscheidung für das eine oder andere zu treffen, kann er gar nicht lesen: »Was er nicht aushielte [...], ist die Unmöglichkeit, zwischen beiden Alternativen zu unterscheiden« (AR 202).

Gerade von dieser Unmöglichkeit zeugt nun laut de Mans Lektüre das zweite Vorwort zum Roman, ein – vermutlich fiktives – Gespräch zwischen einem ersten Leser »N« und dem Autor »R«. »N«, der aufgrund seiner Lektüre des Briefromans nicht eindeutig ausmachen kann, ob die Briefe »echt« oder nur »figürlich« sind, drängt »R« zu einer Aussage über den Ursprung des Textes. »R«, der als Autor ja wissen muß, ob er das Buch selbst geschrieben oder bloß herausgegeben hat, soll die Frage nach dessen Figürlichkeit beantworten und damit einen Kontext liefern, der die Lesbarkeit des Textes garantiert. Die Aussage des »Autors« aber, so de Man, wäre auch ein Text, dessen Status als Figur oder Buchstabe wiederum nur durch das Heranziehen eines anderen, verifizierenden Kontextes geklärt werden könnte. So verweist der Text auf eine unabschließbare Kette von Kontexten, deren Lesbarkeit nie a priori vorausgesetzt werden kann. Die Differenzierung zwischen Figur und Buchstabe, ohne die das Lesen nicht auskommt, bleibt letztendlich unbegründet: »Jede Konnotation erhebt Anspruch auf referentielle Autorität, hat aber keine Satzung, auf die

sie ihren Anspruch stützen kann« (AR 208). Folglich liest de Man die Weigerung von »R«, eine eindeutige Aussage über den fiktiven oder dokumentarischen Status des eigenen Buches abzugeben, nicht bloß als ein rhetorisches Ausweichmanöver vor einer für ihn sehr leicht zu beantwortenden Frage, sondern als Einsicht in die Irrigkeit jedweden Lesens: Das Lesen überbrückt den Abgrund der nicht abschließbaren Kontexte immer nur unberechtigterweise. Die Unlesbarkeit von Texten heißt nicht, daß sie nicht gelesen werden, sondern daß »alles Lesen im Irrtum« ist (AR 202).

Ist das Lesen des unlesbaren Texts »im Irrtum«, dann ist es auch – wiewohl dieser von de Man erst später aufgearbeitete Begriff hier noch nicht verwendet wird – ideologisch. Denn spätestens am Ende der Analyse des Vorworts zu *Julie* wird deutlich, wie der »Irrtum« des Lesens Machtstrukturen aufrechterhalten kann:

Die unzähligen Schriften, die unser Leben beherrschen, werden durch eine vorbestimmte Vereinbarung über ihre referentielle Autorität verständlich gemacht; diese Vereinbarung aber ist bloß vertraglich, nie konstitutiv. (AR 204)¹²

Das faktische Lesen basiert nicht auf dem Text, sondern auf einem sozialen Vertrag: Da der Text unlesbar ist, spricht man sich darüber ab, wie er doch zu lesen sei. Auf diese Weise kann man eine Verständigung erzielen, aber nur wenn man die Unlesbarkeit des Textes verschleiert. Der Anschein der Verständlichkeit, der einem Text anhaftet, ist ideologischen Ursprungs: Er entsteht aus einer sozialen Vereinbarung, die die Unlesbarkeit des Textes leugnet und ihm einen ideologisch verfügbaren Sinn zuweist. So werden unlesbare Texte zu einer Anzahl machtvoller »Schriften, die unser Leben beherrschen«, zu einem Schriftkorpus, der sich Autorität verschafft. Indem die Philologie als Dekonstruktion die Unlesbarkeit ideologisch gelesener Texte zur Geltung bringt, unterminiert sie diese Autorität; sie will ideologiekritisch verfahren. So mündet die These der Unlesbarkeit implizit in eine Theorie der Ideologie: Texte sind unlesbar, und alles Lesen ist ideologisch.¹³

Diese Theorie des Lesens und der Unlesbarkeit impliziert einerseits, daß de Mans Philologie als Dekonstruktion den Kanon nur als den Gegenstand ihrer Kritik behandeln darf. Jede Bestimmung eines Kanons beruft sich auf die durch das Lesen wahrge-

nommenen Qualitäten des ausgewählten Textes. Ist aber der Text unlesbar, sind die wahrgenommenen Qualitäten nicht textkonstitutiv. Was Texte in den Rang eines Kanons erhebt, so könnte de Mans Schlußfolgerung lauten, sind nicht ihre inhärenten Eigenschaften, sondern unbegründete Lesarten, die durch ideologische »Vereinbarungen« dem unlesbaren Text kanonischen Wert zusprechen.

Andererseits aber geschieht das dekonstruktive Aufdecken der Unlesbarkeit von Texten nur durch ein Lesen, das wie jedes Lesen die Unlesbarkeit des Textes unberechtigterweise aufheben muß. Die Unlesbarkeit des Rousseauschen Textes ist das Ergebnis der de Manschen Lesart, und seine ideologie- und kanonkritische Theorie ergibt sich aus dem Lesen eines »unlesbaren« Romans. In de Mans Analyse wird die Unlesbarkeit zum ideologiekritischen Gehalt des interpretierten Textes, zur durchaus lesbaren »Bedeutung«, die dem unlesbaren Text zugeschrieben wird. Auch das dekonstruktive Lesen macht den Text lesbar, ist wie alles Lesen »im Irrtum«. Daß die These der Unlesbarkeit auch das eigene Verfahren diskreditiert, weiß de Man selbst. Er behauptet nicht, dem »irrtümlichen« Lesen, das die Unlesbarkeit ideologisch verdrängt, ein weniger irrtümliches Lesen entgegenzustellen. Vielmehr sei ein Verstehen, das den Text auf einen Referenten hin deutet, trotz seiner Unberechtigtigkeit auch im eigenen Verfahren unvermeidbar: Denn »die Dekonstruktion stellt die Falschheit der Referentialität in einem notwendigerweise referentiellen Modus fest« (AR 125).

Kann nun de Mans Theorie der Unlesbarkeit am Ende das Lesen nicht umgehen, so kann sie die Ideologie des Kanons auch nicht endgültig durchbrechen. Der kanonische Rousseau wird zwar durch das Aufdecken seiner Unlesbarkeit dekonstruiert, aber die ideologiekritische Wirksamkeit dieses durch die neue Lesart gefundenen Sinns etabliert den Wert des »unlesbaren« Rousseau und festigt seinen kanonischen Rang. Auch die Unterminierung des Kanons, so scheint es, ist selbst wieder kanonbildend.¹⁴ Wenn also de Mans eigener Theorie zufolge auch das dekonstruktive Lesen nicht umhinkann, den Prozeß der Kanonisierung zu fördern, wie müßte dann seine »Rhetorik des Lesens« beschaffen sein, um »über die kanonischen Prinzipien der Literaturgeschichte« hinausgehen zu können?

Der Widerspruch einer sich vom Kanon lossagenden, jedoch stets am Kanon orientierten Arbeitsweise scheint in *Allegories of Reading* nicht aufgelöst, sondern eher verschärft zu werden. Die Diskreditierung kanonischer Autorität durch de Mans Rhetorik des Lesens läßt die faktische Kontinuität des Kanons in seiner eigenen Arbeit unerklärt. Rousseau bleibt für de Man ein besonderer Autor, und in dieser Besonderheit könnte man gerade jenes spezifisch Literarische wiederzuerkennen glauben, das durch die These der Unlesbarkeit ausgeschlossen zu werden scheint. Die Frage nach der Spezifität der Literatur, die in einer Diskussion des Kanons notwendigerweise gestellt werden muß, ist bis auf wenige Stellen kein explizites Thema in *Allegories of Reading*. Thematisiert wird sie aber in de Mans früherer Aufsatzsammlung, *Blindness and Insight*. Insbesondere im vorletzten Aufsatz, *Literary History and Literary Modernity*, wird wiederholt nach dem »eigentümlichen Charakter« des Literarischen gefragt.¹⁵

Es scheint nun ganz in der Logik des in *Allegories of Reading* in Aussicht gestellten Abschieds vom Kanon, daß de Man am Ende von *Literary History and Literary Modernity* den Begriff des spezifisch Literarischen eindeutig ablehnt. So spricht er von der notwendigen Unzulänglichkeit literaturwissenschaftlicher Ansätze, »die von der Spezifität der Literatur ausgehen, d. h. von dem, was die französischen Strukturalisten, im Anschluß an die russischen Formalisten, die Literarizität [littérarité] der Literatur nennen« (BI 164). Die Ablehnung des Begriffs der »Literarizität« bleibt auch in neueren literaturtheoretischen Diskussionen ein wichtiger Bestandteil der Kritik am Kanon, und man könnte de Mans Polemik in diesem Aufsatz aus dem Jahre 1969 beispielsweise mit einer aktuellen Feststellung von Barbara Herrnstein Smith vergleichen: »Obwohl es offensichtlich ist, daß der *Terminus* ›Literatur‹ in vielen Kontexten eine idiomatische Lebensfähigkeit behält, wird es auch offensichtlich, daß diese Kontexte unerschöpflich verschieden sind; daß es kein wesentliches Merkmal, keine Qualität gibt – formal oder funktional –, die die ›Literarizität‹ eines Textes zu kennzeichnen vermag; daß es daher keine offensichtliche, besondere Menge von Texten gibt, die jetzt oder je unter diese Rubrik gesammelt werden könnten.«¹⁶

In seinem Aufsatz findet de Man die Begründung für seine Ablehnung der »Literarizität« charakteristischerweise nicht in einer theoretischen Überlegung, sondern in der Literatur selbst, die er